

Geschichten in Händen

Zeugenbericht von der Begleitung der Opfer schwerer Menschenrechtsverletzungen in Lateinamerika

Carlos Martín Beristain

Zusammenfassung

Der Artikel basiert auf Erfahrungen aus der psychosozialen Arbeit mit Opfern und Überlebenden von Menschenrechtsverletzungen in verschiedenen Ländern Lateinamerikas. Er zeigt auf, dass der Beistand als ein Werkzeug zu verstehen ist, sich dem Schmerz zu stellen, aber auch einen Beitrag leisten kann im Kampf der Menschen gegen die Ursachen des Leidens. Im Einzelnen werden analysiert, inwiefern die Unterstützung der Opfer auf ihre Beurteilung der Wirkung der Menschenrechtsverletzungen Einfluss hat, wobei die Gefahr vermieden werden soll, dass sie erneut zu Opfern werden. Zweitens untersucht der Artikel den Wert von Zeugenaussagen und Stimmen der Opfer in den Prozessen der Wiederherstellung des sozialen Lebens. Im Weiteren werden die Berücksichtigung individueller und kollektiver Erfahrungen behandelt sowie die Infragestellung individualistischer Herangehensweisen hinsichtlich der Konfrontation mit sozialen und politischen Problemen. Der Artikel beleuchtet zudem den Beitrag der Opfer und Überlebenden von Menschenrechtsverletzungen im Kampf um Gerechtigkeit und die Herausforderungen an PsychologInnen und MedizinerInnen in diesem Begleitprozess.

Histories in Caring Hands

A Witness's Report on the Support of Victims of Severe Human Rights Violations in Latin America.

The article is based on experiences from the psychological and social work with victims and survivals of human rights violations in different countries in South America. It shows that the „support“ can be used as a tool to confront the pain but also helps the people in their battle against the causes of their suffering. Specifically it analyzes its contribution to the evaluation of the impact of these violations, avoiding the risk of secondary victimization. The article describes also the value of testimonies and voices from victims in the process for the reconstruction of social nets. It analyzes the consideration of individual and collective experiences and the questioning of the individual approaches to confront social and political problems. In addition it explains the contribution of victims and survivals to the fight for justice and the challenges that are faced by psychologists and medical professionals in relation to the process of accompaniment.

Historias entre las manos

Un testimonio de acompañamiento a las víctimas

Este artículo se basa en la experiencia de trabajo psicosocial con víctimas y sobrevivientes de violaciones de derechos humanos en varios países de América Latina. Plantea apoyo es una herramienta para enfrentar el dolor pero también contribuye a la lucha de la gente contra las causas del sufrimiento. Específicamente se analiza su contribución a la evaluación del impacto de dichas violaciones evitando el riesgo de la victimización secundaria; el valor del testimonios y de las voces de las víctimas en los procesos de reconstrucción del tejido social.; la consideración de la experiencia individual y colectiva, y el cuestionamiento de los enfoques individualistas para enfrentar problemas de causa social y política; la contribución de las víctimas y sobrevivientes de violaciones de derechos humanos en la lucha por la justicia; y los desafíos que supone para la psicología y los profesionales de salud este proceso de acompañamiento.

Die Folgen sind zerstörerisch: Man wird langsam zerstört, stirbt, in einer Gesellschaft, in der das Leben nicht erlaubt ist. Ich habe das Leben nicht wieder gefunden. Vor allem wurden so viele Erwartungen zunichte gemacht, die wir hatten. Ich habe die Hoffnung, dass die großen Opfer, die sie gebracht haben, nicht umsonst gewesen sind. Wir müssen wissen, was passiert ist. Müssen sicher wissen, dass sie irgendwann gestorben sind. Und die Täter zur Verantwortung ziehen. Wir können keine Rache üben, aber wir können das, was passiert ist, erfahrbar machen, damit es nie wieder passiert. (Zeugenaussage, ODHAG, 1998, IV, S. 483)

Celia hat uns ihre Geschichte im Rahmen des Projekts der „Wiedergewinnung der geschichtlichen Wahrheit Guatemalas“ (REMHI) 1996 erzählt. Sie und viele andere Menschen mit ihrem großen Schmerz und ihrem Mut, die nach einer Hoffnung suchen: „Glaubt mir“. Und die wollen, dass aus dem Teilen des Schmerzes Handeln wird. So wie sie mir nach meinem ersten Besuch bei den Gemeinden im Widerstand, die, vom Militär verfolgt, im Urwald von Ixcán lebten, sagten: „Jetzt haben Sie es ja gesehen.“

So wie viele andere, und gleichzeitig wie alle anderen auf einzigartige Weise, hat Celia direkt unter den Folgen des gewaltsamen „Verschwindenlassens“ und der Folter gelitten (vgl. Bayer i. d. Bd.). Für sie gibt es ein Vorher und ein Nachher. Wir sprechen von einem Trauma und bezeichnen damit den Bruch in einem Leben, die Auswirkungen der Schutzlosigkeit, das Gefühl, der Willkür anderer ausgeliefert zu sein, den extremen negativen Stress. Auf einmal fühlt man existentielle Angst, Trauer, Verlust und Hoffnungslosigkeit. All dies wird oft zum Mittelpunkt unseres Lebens.

Die Folgen bewerten

Traumamodelle beschreiben die Folgen der Verletzungen wie eine seelische Wunde. Diese Metapher verdeutlicht, dass die Verletzung lange Zeit bestehen bleibt und dass der Schmerz nicht verdrängt werden kann. Sie dient dazu, die Folgen zu bewerten, wie es oft bei Klagen vor dem Interamerikanischen Gerichtshof gemacht wird, und zu zeigen, dass der Schmerz und seine Langzeitwirkungen nicht wie eine Seite aus einem Buch herausgerissen werden können, wie die „Propheten des Vergessens“ gerne vorgeben.

Die Beurteilung der Verletzungen ist eine Gratwanderung der besonderen Art: Man muss die Folgen sichtbar machen, dabei aber die Intimsphäre der Opfer achten. Man muss den Schmerz zeigen, aber wie Ricardo Falla einmal zu den Zahlen von Toten bei den Massakern sagte: Das Blut spricht für sich selbst, wir müssen hingegen die Folgen zeigen, dürfen uns nicht darauf beschränken, das Leiden zu bestätigen.¹

Allerdings bergen die Metaphern des Traumas das Risiko, zum Stigma zu werden, so als ob die Menschen nie genesen könnten, als ob sie passiv wären, als ob die Opfer von – oft mehrfachen – Menschenrechtsverletzungen eine Erfahrung mit sich trügen, die wie ein Stempel an ihnen haftet: vergewaltigte Frau oder Vertriebener zum Beispiel. Wir hören auf, die Menschen mit ihrem Namen, ihrer persönlichen Geschichte, ihren Hoffnungen kennen zu lernen. Stigmata machen die Menschen zu Objekten – der Bewunderung oder Verachtung –, und die Opfer und Überlebenden hören auf, die Handelnden ihrer Geschichte zu sein. Stigmata bergen die Gefahr, die Möglichkeiten der Hilfe einzuschränken und den Opfern ein negatives Selbstbild zu vermitteln. Die Interaktion mit ihnen ist immer mit dem Stigma verknüpft. Dies sollte man immer im Blick haben, um bei bestimmten Interventionen zugunsten der Opfer unerwünschte Folgen zu vermeiden.

Sekundäre Viktimisierung verhindern

Es ist wichtig, die Viktimisierung vieler Menschen und die Mechanismen aufzuzeigen, die zur Abwertung des Lebens führen. Wir müssen auch die Situation der Opfer festhalten, damit die Auswirkungen der Gewalt anerkannt werden, damit die Rechte der Opfer eingefordert werden, damit die Entschädigung Türen öffnen kann, die durch die Gewalt verschlossen wurden.

Aber wir müssen uns mehr auf die Lebenssituation als auf die Ursache konzentrieren. In vielen Fällen ist die sekundäre Viktimisierung nicht Folge der traumatischen Erfahrungen selbst, sondern Folge der Reaktion anderer auf die Verletzungen oder in anderen Fällen Folge des Schweigens, das auf der Familie lastet. Sie sind aber vor allem Folge der Reaktion des Staates, der die Tatsachen leugnet, die die Befragung der Opfer oder ihrer Angehörigen for-

dert oder sogar die Schuld den Opfern zuweist, und sie sind Folge fehlender sozialer Anerkennung der Angehörigen und Überlebenden.

Den Schmerz verarbeiten schließt den Konflikt nicht aus

Jegliche Interaktion, einschließlich aller Selbsthilfegruppen, muss immer außerhalb dieses Prismas der sekundären Traumatisierung im Dialog mit den betreffenden Personen stattfinden. Manchmal sind die gerichtlichen Klagen der Opfer oder ihrer Angehörigen Teil des Schmerzes, aber in anderen Fällen sind sie Zeichen ihrer Bemühungen, ihr Leben wieder in die Hand zu nehmen. Ich habe oft mit befreundeten Rechtsanwälten darüber diskutiert, dass es „sein/ihr Fall ist, nicht unserer“, obwohl wir diese Tatsache oft vergessen.

Der größte Teil der psychologischen Literatur über Flüchtlinge und die Erfahrung vieler Helfer sagen uns, Flüchtlinge wären passive Menschen und immer auf unsere Hilfe angewiesen. Aber selten reden wir davon, dass die Hilfsangebote die Opfer in eine Situation der Abhängigkeit bringen. Nach der Katastrophe von Vargas in Venezuela im Jahre 1999 kamen Konflikte zwischen den Vertriebenen, die sich in Aufnahmelagern befanden, und den freiwilligen Helfern auf. Nach einer Woche des Schocks und der totalen Passivität sahen die Helfer die Reaktion der Opfer eher als einen Versuch an, ihre Autorität infrage zu stellen, denn als Zeichen ihrer Bemühungen, ihre Autonomie zurück zu gewinnen.

Die Kommissionen, die Zeugenaussagen zu Menschenrechtsverletzungen aufnehmen, und Selbsthilfegruppen, die den Schmerz aufarbeiten, müssen, wenn sie effizient arbeiten wollen, deutlich zeigen, dass sie die Wahrnehmungen der Opfer und Überlebenden annehmen und ihren Bedürfnissen gerecht werden. Ihr Beitrag besteht auch darin, die Wut und Ohnmacht anzunehmen.

Zeugenaussagen und Stimmen über das Schweigen

Viele Opfer von Menschenrechtsverletzungen haben nicht nur traumatische Erlebnisse erlitten, sondern ihnen wurde außerdem das Recht verwehrt, über ihre Erlebnisse zu sprechen. Die Überlebenden des Massakers von Trujillo in Kolumbien konnten erst nach fünf Jahren an einem Kreuzweg durch das Dorf teilnehmen, mit dem sie Wertschätzung für ihre ermordeten und mit Motorsägen verstümmelten Angehörigen einklagten. Und einige begleiteten den Zug aus Angst nur von ihren Fenstern aus.

Viele Menschen, die im Rahmen des Projekts REMHI oder vor der Wahrheitskommission CEH in Guatemala ihre Zeugenaussage machten, taten dies erst nach zehn oder fünfzehn Jahren des Schweigens. Für die, die aus den

Bergen zurückkehrten, oder für Familien in der Hauptstadt, wie die Familie des verschwundenen Jungen Marco Antonio Molina Theissen, bedeutete das Sprechen, ihren Angehörigen ihren Wert und ihren Namen zurückzugeben und den Schmerz in Hoffnung umzuwandeln. Wie John Berger (1986) sagte: Über das Erlebte, wie bitter oder schmerzhaft es auch sein mag, zu sprechen, bedeutet, die Hoffnung zu finden, dass diese Worte gehört und dann die Verbrechen verurteilt werden.

Die Opfer kennen ihre Geschichte, und die Regierungen und Täter ebenfalls, aber das Anerkennen der Wahrheit ist ein langer Prozess. So hat es Mayraⁱⁱ bei einem Treffen der Angehörigen von Verschwundenen in El Salvador ausgedrückt: „Wir Angehörigen wissen es, die Regierung weiß es, aber wir möchten, dass es auch die Leute wissen und dass diese Wahrheit hilft, Dinge zu verändern.“ Das Erlebte anzuklagen ist für Opfer und Angehörige der erste Schritt, um die Angst zu überwinden oder anders mit ihr umzugehen, auch um sich der Gegenwart zu stellen, zum Beispiel den Landkonflikten oder der Verbesserung ihrer Lebensbedingungen.

Manchmal ist aber auch das Schweigen eine Tatsache und eine Geschichte, die erzählt werden muss. Claudia, eine Freundin, die beim REMHI-Projekt mitarbeitete und die die Interviewer ihrer Gegend sehr gut kannte, fragte diese einmal, ob sexuelle Gewalt verbreitet gewesen sei, denn sie hatte nur 145 Fälle aufgenommen. Sie fuhren sich mit den Händen durch die Haare und schwiegen. So etwas taucht in den Statistiken nicht auf, aber es ist eine historische Tatsache und eine kollektive Erfahrung. So wie wir nach San Martín Jilotepeque fuhren, um dort Zeugenaussagen aufzunehmen, und die Frau von sechs Opfern sprach, aber nur fünf Namen nannte. Die Interviewerin fragte nochmals nach: „Und das sechste?“ „Das war erst vor einem Monat geboren worden, und wir hatten keine Zeit gehabt, dem sechsten einen Namen zu geben.“

Lernen und Engagement

Diese Stimmen aufzuzeichnen ist eine Pflicht und eine Herausforderung. Es ist auch eine Form des Lernens. Nach Marcelo Viñar,ⁱⁱⁱ einem uruguayischen Psychoanalytiker, Freund und Lehrer, müssen wir, die wir den Opfern helfen wollen, uns die Frage stellen, warum wir uns dieser Aufgabe widmen. Warum begeben wir uns auf diese dunkle Seite des Lebens? Ich glaube, dass es nicht nur Engagement ist, sondern vor allem auch Lernen.

Die Mayas sagen, dass Wege immer aus einem Hinweg und einem Rückweg bestehen. Als ich begann, mit den Gemeinden in den Bergen Guatemalas zu arbeiten, habe ich einige ihrer Anführer gefragt, was sie mir über die Jugendlichen sagen könnten, welche Auswirkungen die Gewalt auf sie habe. Zu meiner Überraschung sagten sie mir „Das wissen wir nicht“. Und

warum? „Wir können ohnehin nichts tun, deswegen fragen wir sie nicht.“ Dieser Gedanke hat einen langen Weg hinter sich. Während viele Studien von den Opfern sprechen oder Berichte und Urteile sich auf diese beziehen, brauchen wir auch einen Weg zurück. Bei der Arbeit im REMHI denken wir immer, dass die Wiederherstellung der Erinnerung auch die Rückgabe der Erinnerung an die Gesellschaft und an die Gemeinden braucht.

Die Arbeit mit Menschenrechten bedarf einer pädagogischen Orientierung zur Gesellschaft hin, eine horizontale Ausrichtung zwischen Verteidigern, Opfern und Angehörigen. Auch dies ist eine Form von Bewusstsein. Marcela und andere Freundinnen, die mit guatemaltekischen Flüchtlingsfrauen im Süden Mexikos arbeiteten, haben zahlreiche Workshops zum Thema Menschenrechte veranstaltet, bei denen es um Frauenrechte ging. Ich empfand es oft als deprimierende Übung, die Leute über Rechte zu informieren, die sie haben, die sie aber nicht ausüben können. Aber so ist es nicht. Die Workshops haben sich sehr positiv ausgewirkt, sie haben die Wertschätzung der Frauen für sich selbst geändert sowie ihre Haltung der Familie und dem Rückkehrprozess gegenüber: „Jetzt wissen wir, dass wir Rechte haben.“

Einstellungen und die Fähigkeit zuzuhören

In der psychosozialen Unterstützung wissen wir, dass man keine Prozesse in Gang setzen darf, die man später nicht begleiten kann. Was für uns eine Geschichte oder eine Episode ist, ist für das Opfer oder seine Angehörigen das ganze Leben. Wenn sie ihre Geschichte erzählen, legen sie in gewisser Weise ihr Herz in unsere Hände. Manchmal mit aller Vorsicht.

Bei REMHI schulen wir die Interviewer für die Zeugenbefragungen dahin gehend, dass die Befragungen an einem für das Opfer angenehmen Ort durchgeführt werden, dass das Interview in Schritte untergliedert wird, die Art der Fragen und wie sie gestellt werden, mit Bedacht gewählt wird, wie sie mit konfliktiven oder sehr emotionalen Situationen umgehen können. Aber wir sagen ihnen auch, dass nach dem Interview genügend Zeit für ein Gespräch bleiben muss, dass die Interviewer den Befragten erklären, dass sie sehr emotional sein oder Schlafprobleme haben können und dass dies normal ist, oder dass sie die Interviewer nach ein paar Tagen kontaktieren können, wenn sie sehr aufgewühlt sind. Dies muss, neben anderen Dingen, bei der Aufdeckung von Menschenrechtsverletzungen Teil der Einstellung und der Fähigkeit zuzuhören sein. Ebenso gehören die Objektivität der Daten, relevante Details bei der Aufdeckung der Straflosigkeit oder Beweismittel dazu.

Wir sind gleich, aber nicht mehr der Gleiche

Schmerz und Angst treten bei allen Opfern auf. Aber die Bedeutung und der Sinn des Erlebten und die Ausdrucksformen hängen von der Weltsicht und der Kultur der Opfer ab. Als ich das erste Mal mit Flüchtlingen in Mexiko gearbeitet habe, lebte ich in einem kleinen Haus bei einer Frau namens Teresa. Ich fragte sie immer nach ihrer Familie, und sie erzählte mir von ihrer Schwiegertochter und einem Sohn, die in dem Aufnahmelager lebten, und von zwei weiteren Söhnen und ihrem Mann, die in Guatemala geblieben waren. Sie erzählte von denen, die in Mexiko lebten, aber sprach selten von denen, „die dort litten“, wie sie sagte. Bis mir eines Tages klar wurde, dass „dort geblieben“ „dort ums Leben gekommen“ bedeutet. Teresa sprach von einem frischen Leiden, so als ob sie noch lebten, davon, dass ihre Verbindung zu ihnen seit damals unterbrochen sei, wie sehr sie darunter litt, dass sie von ihnen weit entfernt war, von ihrem Alpträumen, weil sie sie nicht beerdigen konnte.

Wir nennen dies *Trauerprozess*, ein Prozess, der in den meisten Fällen anders als normal abläuft aufgrund der Menschenrechtsverletzungen und des traumatischen Verlusts, der Sinnlosigkeit, der Unsicherheit, der Unmöglichkeit, die Angehörigen angemessen zu beerdigen, der mangelnden sozialen Anerkennung oder der Angst. Aber dies sind nicht allein intrapsychische Tatsachen. Die Exhumierungen in Ländern wie Guatemala oder Peru kann man nur verstehen, wenn man kulturellen Unterschieden gegenüber sensibel ist, wenn man die Bedeutung kennt, die der Wiederherstellung der gemeinschaftlichen Beziehungen zukommt, dieser unsichtbaren Arbeit, von der die Leute so viel sprechen: das soziale Gefüge wieder herstellen.

Sich der Angst stellen

Nach Menschenrechtsverletzungen zu forschen, birgt auch ein Risiko. Viele Menschen sind gelähmt vor Angst. In vielen Ländern haben sie die Erfahrung gemacht, dass sie erneut geschlagen werden, wenn sie die Stimme oder den Kopf heben. Die Angst vor dem „bissigen Hund“ ist die Angst vor einer konkreten Bedrohung. Als ich in El Salvador 1989 ankam, war es die Angst vor dem Krieg, vor der Gefangennahme, vor der Folter, die man täglich in den Straßen sah. In dieser Zeit war die Angst in Guatemala die vor der „schwarzen Zelle“, vor der unbestimmten Bedrohung, die man nicht sieht. Während das Land Ziel von Urlaubern war, die die Reste der tausendjährigen Maya-Kultur besuchten, waren die Mayas selbst Ziel verschiedenster Arten von Gewalttätigkeiten. Zu dieser Zeit sah man selten Militär in den Straßen, aber jeden Morgen erreichten uns beim Aufstehen Nachrichten von verstümmelten Körpern, die in irgendwelchen Ecken gefunden wurden.

Die Familien, die über Menschenrechtsverletzungen aussagen, leben noch heute mit diesen Ängsten. Es ist Teil der Unterstützungsarbeit und der Strategien, die Angst zu überwinden, diese Ängste beim Namen zu nennen, das Risiko einschätzen zu lernen, Sicherheitsmaßnahmen zu ergreifen, die Situation zu benennen, Alternativen zu suchen, die Verfolger unter Druck zu setzen, den Opfern Begleitung und Unterstützung zu geben. Im Nachforschungsprozess stehen die Folgen für die Opfer im Mittelpunkt der Überlegungen. Die Aufnahme von Zeugenaussagen an sich ist wichtig, aber noch wichtiger ist der Schutz der Quellen und die Sicherheit der Zeugen. So wie im psychosozialen Bereich wichtig ist zu fragen: Was passiert, wenn wir gehen? Wie können wir den Menschen helfen, die weiter mitten in der Tragödie leben?

Einen Sinn suchen

Die Opfer werden als Teil ihres Genesungsprozesses nach einem Sinn für das Geschehene suchen. Wir wissen, dass die Menschen, die dem Geschehenen einen Sinn, eine Bedeutung geben können, psychologisch besser damit umgehen können als solche, die orientierungslos sind oder sich selbst die Schuld an dem geben, was passiert ist. Die positive Seite des Geschehenen und den Sinn des Erlittenen zu verdeutlichen, diese Erfahrung zu verstehen, den Ereignissen eine Bedeutung zu geben – dies sind Elemente, welche die Auseinandersetzung mit dem Schmerz heilsamer machen können. In den Gemeinden der Bevölkerung im Widerstand in den Bergen Guatemalas habe ich die Leute gefragt, was ihnen geholfen habe, sich der Repression zu widersetzen: „Wenn man das Gesicht der Repression kennt, kann man sich besser wehren.“ Das heißt, wenn sie eine Erklärung für die Situation haben, nehmen die Leute eine aktivere, konstruktivere Haltung ein.

Es gibt also kulturelle, ideologische oder religiöse Faktoren, die den Menschen helfen, das Geschehene und seine Folgen besser zu verarbeiten. Dieser Prozess braucht jedoch auch Flexibilität. Bei Menschen, die sich ständig den Kopf zerbrechen, um das Geschehene zu verstehen, kann die Sinnsuche zu einer Form des Wiederkäuens, zum repetitiven Nachdenken werden, welches das Geschehene nicht annehmen hilft, sondern es zu einem noch größeren Problem werden lässt.

Die Rolle der psychosozialen Arbeit

In den letzten Jahren hat die psychosoziale Arbeit mit Opfern und Überlebenden zugenommen. Die Arbeit zur Erforschung von Menschenrechtsverletzungen hat sich vor allem mit zwei Aufgaben beschäftigt: die Feststellung der Folgen der Menschenrechtsverletzungen auf die Psyche, die Familie und die

Gruppe sowie die Begleitung des Opfers dahin, sich einem Gerichtsverfahren zu stellen. Die Psychologie kann nicht nur ein Instrument sein, um die Folgen der traumatischen Ereignisse zu bewerten, sondern kann auch eine Arbeitsmethode in der Begleitung der Personen sein.

Schon die verschiedenen Momente der Kontaktaufnahme mit dem Opfer, die Begleitung des Falls, der Informationsfluss, die Beratung bei wichtigen Entscheidungen, der Umgang mit den Erwartungen etc. haben Auswirkungen auf die Opfer. Sie können Hilfe oder Kontrolle bieten. Wie in der humanitären Hilfe sind nicht nur die emotionale Hilfe und die Begleitung der Trauerarbeit wichtig – auch das Bauen eines Hauses kann den Menschen helfen, emotionale Sicherheit zu gewinnen. Die Beteiligung der Betroffenen an diesem Prozess ist unerlässlich, und wir sollten uns in Erinnerung rufen, dass neben der psychologischen Hilfe noch viele andere Fragen psychosoziale Auswirkungen haben.

Das persönliche und soziale Netz knüpfen

Vieles davon lernt man gemeinsam, wie Fabiola Lalinde^{iv} sagt, deren Sohn im Jahre 1986 in Kolumbien durch das Militär „verschwunden“ ist: „Als wir begannen, gingen wir zu den Psychologen. Oft wussten sie nicht, was sie mit uns machen sollten, und wir wussten es auch nicht. Dies war also eine gemeinsame Erfahrung.“

Martín Baró, einer der Jesuiten an der Universidad Centroamericana „José Simeón Cañas“ (UCA), wurde 1989 ermordet und war einer der ersten in Lateinamerika, der sehr fundiert über den Krieg aus psychosozialer Sicht nachgedacht hat. Er sprach vom psychischen Trauma, das den Menschen wie eine Verletzung beigebracht wird, vom sozialen Trauma als den Spuren, die bestimmte Erfahrungen in der historischen Entwicklung eines Volkes hinterlassen, und schließlich vom *psychosozialen Trauma* als der dialektischen Beziehung, die zwischen dem sozial entstandenen Trauma und den Reaktionen der Interdependenz zwischen dem Individuum und der Gesellschaft besteht. Dies bedeutet, dass wir eine viel breitere Sichtweise und ein tieferes soziales Verständnis für die Probleme entwickeln müssen, das bei Psychologen und Diensten der psychischen Gesundheit oft fehlt.

So darf man zum Beispiel die Erfahrungen eines Folteropfers nicht auf die Beziehung des Opfers mit den Folterern oder auf die Folgen für die Selbstwahrnehmung oder den Körper reduzieren. Vielmehr wird eine Reihe von Bedeutungen und Ressourcen mobilisiert, die ihre Basis in der Gemeinschaft haben. 1989 gab mir Maggi Popkin, die damals im Institut für Menschenrechte an der UCA arbeitete, einige mit der Maschine geschriebene Seiten von einem Häftling im Gefängnis in Mariona, der nach seiner Freilassung aus dem Gefängnis ermordet wurde. Er war der Vorsitzende der nicht der Re-

gierung angehöriger Menschenrechtskommission von El Salvador und hieß Herbert Anaya. Auf jenen dreißig mit der Maschine geschriebenen Seiten beschrieb er sowohl das Grauen, dem er ausgeliefert war, als auch jene Dinge, die ihm halfen, mit der Situation umzugehen, seine aktive Haltung, seine sozialen Überzeugungen, die Nische des Widerstandes, das Widerstehen gegen die Manipulation, das Festhalten an seinen Träumen und den Menschen, die er liebte. Andere gehen gebrochen aus solch einer Situation hervor, wieder andere sterben. Aber Herbert ging als Sieger aus diesen Qualen hervor. Seine persönliche Erfahrung ist nur im Zusammenhang mit seinen Überzeugungen, seinem Einsatz für die Menschenrechte und seiner sozialen Identität verständlich.

Gesellschaftliche Maßnahmen für psychologische Notwendigkeiten

Als wir während eines Workshops mit Angehörigen von Verschwundenen in Medellín über die Trauer sprachen, unterhielten sich die TeilnehmerInnen über ein Ereignis, das sie in den letzten Wochen sehr mitgenommen hatte. In einer Fernsehsendung mit einer psychologischen Beratung zu der Frage, wie man bestimmte Situationen verarbeiten könne, fragte die Moderatorin die Psychologin, welchen Rat sie den trauernden Angehörigen der Verschwundenen geben könne. Die Psychologin antwortete, dass sie etwas, was ihnen wichtig sei, etwas, das ihrem Angehörigen gehört habe, eine Erinnerung, einen Brief, ein Kleidungsstück in eine Truhe legen, es beerdigen und eine Beerdigungszeremonie abhalten sollten. Dies kann in manchen Fällen die Trauerarbeit erleichtern. Für die Angehörigen der Verschwundenen war dies jedoch ein erneuter harter Schlag, denn es war, als würden sie ihre Angehörigen töten, alle Hoffnung verlieren und den Kampf aufgeben.

Man kann die Trauer über das „Verschwindenlassen“ nicht verstehen, wenn man nicht eine breite gesellschaftliche Sichtweise annimmt. Was die Angehörigen der „Verschwundenen“ für ihre Trauerarbeit benötigen, ist das Wissen, die Wahrheit. Auch als die Jugendlichen von der Asociación Pro-Búsqueda^v in El Salvador bei einem Workshop über das Wiedersehen mit verschwundenen Jugendlichen, die zehn oder fünfzehn Jahre nichts über ihre Kindheit erfahren hatten, nach den für sie wichtigsten Werten gefragt wurden, lautete die erste Antwort, noch vor der Freundschaft: Aufrichtigkeit.

Probleme der Entschädigung

Nichts kann die toten Familienangehörigen ersetzen oder den Schmerz der Opfer wiedergutmachen. Im Prinzip wissen wir, die wir mit Überlebenden der politischen Gewalt arbeiten, dass wir vor einem nicht lösbaren Problem stehen. Aber viele Opfer, z.B. in Peru oder El Salvador, warten noch heute darauf, dass die Regierung politische Maßnahmen ergreift, damit ihnen ihre persönlichen Gegenstände zurückgegeben werden, sie für die Verluste entschädigt und ihre Bürgerrechte anerkannt werden.

Für einige Familien sind diese Formen der Entschädigung die einzige Möglichkeit, sich aus der Armut zu befreien, in der sie so lange gelebt haben und die sich meistens mit Zunahme der Gewalt zugespitzt hat. Aber die Entschädigung bringt auch Herausforderungen und Ambivalenz mit sich. Für eine kolumbianische Freundin, deren Bruder vor mehreren Jahren verschwunden war, ist das Haus, in dem sie lebt und das sie mit dem Geld, das ihr vom Gericht zugesprochen worden war, erworben hat, eine ständige Erinnerung an ihn. Oft lastet dieses Haus aber auch wie ein Stein auf ihr. Viele Menschen bewahren das „innere Auge“ der Verschwundenen, die Erinnerung in ihrem Herzen, und die Entschädigung hat eine psychologische Bedeutung für die Beziehung zu ihren Angehörigen und für den Wiederaufbau der Beziehungen mit der Gesellschaft. Für Mariano, einen älteren Mann, dem man seine lange Lebenserfahrung ansieht und dessen Sohn in Kolumbien verschwunden ist, ist das Haus so etwas wie ein Erbe, ein Geschenk, das ihnen ihr Sohn gegeben hat.

Eduardo Galeano sagt in Bezug auf die Logik und die Formen, in denen historische Fakten dargestellt werden, dass so viele Denkmale fehlten, wie es ihrer zu viele gebe. Der südafrikanische Psychologe Brandon Hamber stellt fest, dass nicht das Objekt eine Entschädigung leisten kann, sondern der Prozess im Zusammenhang mit dem Objekt. Die Entschädigung ist eine Form der Anerkennung, auch wenn sie manchmal der Regierung zur Legitimierung dient. Aber wenn es weder Wahrheit noch Anerkennung gibt, kann die Entschädigung wie eine Erpressung sein: Wenn du sie akzeptierst, akzeptierst du alles. Auch wenn eine Entschädigung keine Gegenleistung nach dem Gesetz ist und kein wirklicher Ersatz für etwas sein kann, wie viele Organisationen von Opfern in zahlreichen Gerichtsverfahren gezeigt haben, besteht das Hauptproblem immer noch darin, die Regierungen zur Umsetzung der Vereinbarungen und Urteile und zur Einsetzung von Entschädigungsverfahren unter Beteiligung der Opfer zu bringen.

Die Erwartungen der Justiz

Die Mühlen der Wahrheit und Gerechtigkeit mahlen langsam. Das wissen die Opfer nur allzu gut, die immer wieder Anklage erheben und auf Verachtung, Drohungen oder Bürokratie stoßen. In vielen Fällen, selbst wenn es um schwerste Menschenrechtsverletzungen geht, die in den jeweiligen Ländern zur Anklage kommen, kommt die Gerechtigkeit nie. In den wenigen Fällen, die es bis zum Interamerikanischen Gerichtshof geschafft haben, sind zehn oder zwanzig Jahre seit den Ereignissen verstrichen. Dabei fühlen die Angehörigen den Schmerz noch wie gestern, wenn es keine Gerechtigkeit gibt. Die Angehörigen der im Massaker von Xamán^{vi} (Guatemala 1995) und große Teile der Gemeinde sahen in dieser Hoffnung ihre Wirkung. Trotz allem entschieden sie sich für ein Gerichtsverfahren. Es gibt auch eine Hoffnung, wie Benedetti sie in einem Gedicht beschreibt, in dem es um die Zukunft geht: sie kommt langsam, aber sie kommt.

Meistens liegt das Gewicht des Gerichtsverfahrens allein auf den Schultern der Opfer, was eine starke emotionale Überlastung und viele praktische Probleme mit sich bringt, angefangen bei endlosen bürokratischen Wegen bis hin zur völligen Umstellung des täglichen Lebens, um die Nachforschungen aufnehmen zu können (alles muss hinter der Suche zurücktreten, es entstehen Kosten für Reisen, Erledigungen etc.). Doña Fabiola Lalinde hat eine Aufstellung aller quantifizierbaren Aufwendungen im Zusammenhang mit den Nachforschungen und der Klage vor dem Interamerikanischen Gerichtshof erstellt, darunter Busfahrkarten, Flugtickets, medizinische Aufwendungen, psychologische Beratung, DNA-Proben, Anwaltskosten, Formalitäten. Sie kam auf den Betrag von über 100 Millionen Pesos, was damals etwa 40.000 Dollar entsprach. Und in dieser Aufstellung fehlen alle immateriellen Aufwendungen.

Die Klagen vor Gericht zu bringen, ist für die Opfer wichtig. Wenn die Straflosigkeit in einem Land der Normalfall ist, erheben manche Familien immer wieder Klage in der Hoffnung, dass ihnen Gerechtigkeit zuteil wird und die Nachforschungen weitergehen. Es ist auch ein Kampf gegen die Ohnmacht. Die Ausdauer und Kreativität der Angehörigen ist in Lateinamerika nicht nur zu einem Zeugnis großer ethischer Werte geworden, sondern sie sind auch der Motor im Kampf gegen die Straflosigkeit. Ihre Ausdauer und Kreativität hat zum Beispiel in Argentinien dazu geführt, dass doch noch Schwachpunkte in den Amnestiegesetzen „Obediencia Debida“ (Befehlsnotstand) und „Punto Final“ (Schlusspunkt) entdeckt wurden, als es so aussah, als hätte die Gerechtigkeit keine Chance mehr bei den Klagen der Großmütter wegen ihrer während der Haft verschwundenen Enkelkinder, die nicht unter diese Gesetze fielen. Roberto Garretón und andere Anwälte der Pfarrgemeinde der Solidarität in Chile sammelten über Jahre hinweg Habeas-Corpus-Klagen, durch die kein Verschwundener wieder gefunden werden konnte, a-

ber diese Dokumentation diente Jahre später als Beleg für die Verhaftung Pinochets in London.

Zwischen Hoffnung und Straflosigkeit

Die Hoffnung, welche die Menschen in die Justiz setzen, ist – wie alle Hoffnungen – auch verletzbar. Wenn die Rechtssysteme ihre Funktion nicht erfüllen oder mit den Tätern zusammen arbeiten, werden sie selbst Teil der Straflosigkeit, und die Gerichtsverfahren werden zu einer neuen Quelle von Behinderungen und Geringschätzung für die Opfer. Im ersten Gerichtsverfahren wegen des Massakers von Xamán bekamen die Familienangehörigen von den Anwälten der Verteidigung der Militärpatrouille zu hören, dass die Menschenrechtsverletzungen im Strafrecht gar nicht existierten, da das Delikt in der richterlichen Verfügung als außergerichtliche Maßnahme genannt wurde.

Eine Studie über die psychologischen Auswirkungen des Gerichtsverfahrens (Cabrera 2004) zeigt, dass die Familienangehörigen mit größerer Angst und Sorge und mit einem stärkeren Gefühl der Geringschätzung lebten, dass sie die Welt als unsicherer erlebten und größere Angst empfanden, dass ihnen Unrecht getan werden könnte, als dies bei den Mitgliedern der Gemeinde der Fall war, die nicht am Gerichtsverfahren beteiligt waren. Gleichzeitig aber erfuhren sie eine bessere Aufarbeitung des gemeinschaftlichen Kampfes und die positive Bedeutung der Beteiligung am Prozess, wenn auch unter negativen Bedingungen.

In einer Welt und in politischen Systemen, die derartig von Unrecht geprägt sind, ist die Gerechtigkeit die Sehnsucht derjenigen, die alles verloren haben. Oft haben uns Angehörige von Opfern gesagt, es sei eine Form der Wertschätzung für die Ermordeten und Verschwundenen. Waren sie etwa nur Tiere? Aber der Kampf um Gerechtigkeit ist auch eine enorme Belastung, eine Last, die man den Angehörigen eigentlich nicht aufbürden dürfte. Ich habe einmal, als sie zum Sitz des Erzbistums von Guatemala kam, Hellen Mack kennen gelernt. Sie hatte zu dem Zeitpunkt bereits mehrere Jahre gegen die Straflosigkeit gekämpft. Seit ihre Schwester Myrna^{vii} ermordet worden war, war sie in ihrer Entschlossenheit gegen Mutlosigkeit gefeit. Obwohl die Mutlosigkeit jeden Tag auf sie lauerte. An jenem Tag kam sie mit einer neuen Klage. Jede Woche ging sie zum Gericht, um sich über neue erfundene Probleme zu beschweren, deretwegen der Fall mehrmals beinahe geschlossen worden wäre. Wenn sie nicht jedes Mal innerhalb von drei Tagen ihre Klage vorgebracht hätte, hätten die Bürokraten die Tür für immer geschlossen. Der Anwalt las die Klage, die sie vorbereitet hatte. Zu dieser Zeit wusste Hellen weit mehr als mancher Rechtsgelehrter. Sie war inzwischen zur Expertin geworden, benötigte aber die Freigabe und Unterschrift ihres Anwalts. Schließlich holte er aus der Tasche einen Umschlag mit zwanzig Marken hervor. Er

klebte eine auf jede Seite, es blieben zehn übrig. Für das nächste Mal. Claudia, die gerade bei uns stand, sagte zu ihr: „Gib nicht auf, tu es für uns.“

Die Gerechtigkeit kann den Opfern zu mehr Wohlergehen verhelfen und das moralische Gewissen der Gesellschaft wieder herstellen, auch wenn sie die Verschwundenen nicht zurückbringen kann. (Vgl. Rauchfuss i. d. Bd.) In einem der wenigen Fälle erzwungenen Verschwindens, die in Kolumbien untersucht und vor Gericht gebracht wurden, beschreibt die Lebensgefährtin eines Verschwundenen, die Klage eingereicht hatte, in einem Interview die Herausforderungen, denen sie sich nach all den Jahren des Kampfes stellen musste, um mit der Trauer und dem Verlust umgehen zu können: „Solange der Fall noch anhängig war, ergab sich ein Schritt aus dem anderen. (...) Solange du kämpfst, lebt die Person, später wird dir bewusst, dass du den Kampf gewonnen hast, aber er ist nicht da.“ (ASFADDES 2003; [„Vereinigung der Familienangehörigen von Verschwundenen und Inhaftierten“ in Kolumbien; Anm. d. Übers.]) Es wird deutlich, dass das Urteil nicht das Ende, sondern ein Teil des Weges ist, und dass man, wenn man soweit kommt, sein Leben nach den vielen Jahren der Mühe und des Kampfes umstrukturieren und ihm eine neue Perspektive geben muss.

Der Wert des Vertrauens

Alle Arbeit im Bereich der psychischen Gesundheit und der Menschenrechte basiert auf Vertrauen. Die traumatischen, gewaltsamen Erlebnisse stellen unsere grundlegenden Überzeugungen über uns und unsere Welt infrage – jene Überzeugungen, aufgrund derer wir glauben, dass die anderen gute Menschen sind, dass uns niemand Schaden zufügen wird, dass das Leben einen Sinn hat und dass eine andere Welt möglich ist: eine Zukunft. Diese Grundannahmen sind Teil unserer Kultur und ermöglichen uns das Leben in einer Gesellschaft. Es sind genau die Überzeugungen, die sich ändern, infrage gestellt werden, zerbrechen, wenn jemand Menschenrechtsverletzungen am eigenen Leibe erleidet.

Dies sind keine beiläufigen Auswirkungen, sondern sie sind Teil der Intention der Menschenrechtsverletzungen. Während die Opfer so genannter Naturkatastrophen in Bezug auf die Unvorhersehbarkeit und das Schicksal eher ein Gefühl von Fatalismus haben, empfinden Opfer von Verletzungen, die von Menschen verursacht wurden, die Welt als weniger wohlwollend und als ungerechter, es entsteht Misstrauen anderen gegenüber und Zweifel an sich selbst. (Vgl. auch Ayan i. d. Bd.) Und dies, obwohl viele Opfer und ihre Angehörigen ein Zeugnis großer Menschlichkeit und des Kampfes für eine freie Zukunft ablegen.

Das Vertrauen wieder herzustellen, ist Teil der Überwindung des Traumas. Bei der psychologischen Betreuung von Folteropfern geben die Men-

schen, oft ohne es zu wissen, Zeichen von Vertrauen. Sie erzählen etwas, was sie bisher ganz für sich behalten haben, um zu sehen, wie man darauf reagiert, ob man es annehmen kann, ob man die Geschichte hören kann, ob sie Teil eines gemeinsamen Territoriums werden kann. Es ist auch Teil dessen, was wir, die wir mit den Opfern arbeiten, annehmen müssen: dieses Vertrauen vermitteln, auf die mitgeteilten Erfahrungen eingehen, sich um kleine Fortschritte bemühen, die neben ihrer instrumentellen Bedeutung außerdem helfen, Beziehungen wieder herzustellen. Das Vertrauen erst ermöglicht die Nachforschungen. So wie mir die Jugendlichen der ersten Rückkehraktion von Mexiko nach Guatemala bei der Evaluation eines Workshops sagten: Wir können Ihnen nichts geben, außer unserem Vertrauen. Wenn man die Hölle erlebt hat, ist Vertrauen alles.

Hin- und Rückwege

Daher ist das Zuhören und Arbeiten mit Opfern und deren Angehörigen eine Herausforderung, die uns trotz unterschiedlicher Schwerpunkte, Berufe und Fragestellungen eint. Bei einer der ersten Versammlungen von REMHI, die Monseñor Gerardi^{viii} leitete, erhob sich ein alter Mann aus dem Department Quiché und antwortete auf die Frage an die Versammelten, ob sie sich an dem Prozess beteiligen würden oder nicht. Der alte Mann erhob sich und antwortete: „Ja, es ist Zeit zu reden“. Und wie die Ältesten der Provinz Putumayo vor einigen Monaten sagten: „Wenn wir reden, töten sie uns, aber wenn wir nicht reden, töten sie uns auch, also lasst uns reden“. Aber der alte Mann fragte auch: „Und was werdet Ihr machen, wenn es Probleme gibt? Werdet Ihr gehen oder werdet Ihr bleiben?“

Literatur

- ASFADDES (2003). Colombia: Veinte años de historia y lucha. Donostia: Gakoa.
- Baró, M. (1990). *Psicología social de la guerra*. El Salvador: UCA.
- Benedetti, M. (1979). *Lento pero viene: Canciones del más acá*. Colección Visor de Poesía. Madrid, S. 111.
- Berger, J. (1986). *Y nuestros rostros, mi vida, breves como fotos*. Madrid: Hermann Blume.
- Beristain, C.M. (2005). *Historias entre las manos*. Revista Cejil. Debates sobre derechos Humanos y el Sistema Interaamericano. Año I, Número 1, diciembre, S. 94/102.
- Cabrera, M.L. (2004). *Violencia e impunidad en las comunidades mayas de Guatemala: La masacre de Xamán*. Diplomarbeit von T. Calvo und D. Paez. Universidad Complutense de Madrid.
- Galeano, E. (2006). *Colloque in Guatemala*. REMHI Project.
- Hamber, B. (2006). *The dilemma's of reparations: in search of a process-driven approach*. In: K. De Feyter, S. Parmentier, M. Bossuyt, P. Lemmens (Hg.), *Out of the Ashes: Reparations for Victims of Gross and Systematic Human Rights Violations*, Antwerpen, Oxford: Intersentia.
- ODHAG, Menschenrechtsbüro des Erzbistums Guatemala (1998). *Bericht des interdiözesanen Projekts zur Wiedergewinnung der geschichtlichen Wahrheit*. Guatemala: Nunca Más – Nie wieder. Band I, II und III. *Folgen der Gewalt*. Tibás, Costa Rica: LIL/Erzbistum Guatemala.

ⁱ In einem workshop mit dem REMHI Project, 1996.

ⁱⁱ Mayra ist ein Mitglied von COMADRES in El Salvador. Ihre Zeugenaussage machte sie auf einem Treffen zur Versöhnung, organisiert in Spanien mit ACNUR in Zaragoza, 2004.

ⁱⁱⁱ Pers. Mitt. v. Marcelo Viñar in einem Kurs über „Mental Health, Violence and Catastrophes“ von IEPALA, in Madrid, 2003.

^{iv} Fabiola Lalinde ist Mutter eines gewaltsam Verschwundenen in Medellín (1986), die über Ihre Erfahrung in einem persönlichen Interview (2000) erzählte, als sie und der Autor über die Schwierigkeiten psychologischer Unterstützung sprachen.

^v Die Selbsthilfegruppe Asociación Pro-Búsqueda, entstanden auf Anregung des Priesters Jon Cortina, besteht aus Familienangehörigen von Kindern, die verschwunden sind, auf betrügerische Weise zur Adoption freigegeben oder während des Krieges in El Salvador von ihren Familien getrennt wurden. Der Verband setzt sich für Nachforschungen zum Schicksal der Kinder, die inzwischen Jugendliche sind, und eine Zusammenkunft der Ursprungs- und Aufnahmefamilien ein.

^{vi} Massaker an 11 Maya-Bauern, darunter zwei Kinder, in einer Gemeinde von Rückkehrern 1995, das von einer Patrouille des guatemaltekischen Militärs während des Rückkehrprozesses der Flüchtlinge aus Mexiko und der Verhandlungen über ein Friedensabkommen zwischen der Regierung und der Guerilla URNG verübt wurde.

^{vii} Myrna Mack, eine bekannte guatemaltekische Anthropologin, die damals Untersuchungen zu vertriebenen Gemeinden in Guatemala durchführte, wurde 1990 durch ein Kommando des militärischen Geheimdienstes ermordet.

^{viii} Hilfsbischof von Guatemala, Leiter des Menschenrechtsbüros des Erzbistums und des Projekts zur Wiedergewinnung der geschichtlichen Wahrheit Guatemalas. Er wurde zwei Tage nach Veröffentlichung des REMHI-Berichts „Guatemala Nunca Más“ im Jahre 1998 ermordet.